

# Insel Verlag

## Leseprobe



Turgenjew, Iwan  
**Die schönsten Liebesgeschichten**

Herausgegeben von Ursula Keller und Natalja Sharandak

© Insel Verlag  
insel taschenbuch 4658  
978-3-458-36358-3

insel taschenbuch 4658  
Iwan Turgenejew  
Die schönsten Liebesgeschichten



Iwan Turgenjew wurde 1818 in Orjol in Zentralrussland geboren und starb 1883 in Bougival bei Paris. Seine Prosawerke gehören zusammen mit den Romanen Lew Tolstois und Fjodor Dostojewskis zu den Höhepunkten des russischen Realismus im 19. Jahrhundert. Neben Lyrik, Dramen und seinen großen Gesellschaftsromanen, darunter *Rudin*, *Ein Adelsnest*, *Väter und Söhne*, hat Iwan Turgenjew zahlreiche Erzählungen verfasst. Seine melancholischen Liebesgeschichten nehmen dabei einen besonderen Rang ein. Ausgangspunkt ist zumeist ein psychologisch bemerkenswerter Fall, oft übergreifend in die Bereiche des Geheimnisvollen und Mystischen.

IWAN TURGENJEW  
*Die schönsten Liebesgeschichten*



INSEL VERLAG

Auswahl: Ursula Keller und Natalja Sharandak

Erste Auflage 2018

insel taschenbuch 4658

Originalausgabe

© dieser Ausgabe Insel Verlag Berlin 2018

Nutzung der deutschsprachigen Übersetzungen mit freundlicher

Genehmigung des Aufbau-Verlags Berlin

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des

öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk  
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,

vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: Franz Guillery, *Träumerei (Liebespaar im Kahn)*,

undatiert. Foto: akg-images, Berlin

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36358-3

# INHALT

Der Kreisarzt ...	7
Das Stelldichein ...	22
Drei Begegnungen ...	35
Faust ...	76
Ein Briefwechsel ...	134
Asja ...	177
Erste Liebe ...	238
Das Lied der triumphierenden Liebe ...	321
Nach dem Tode (Klara Militsch) ...	351
Textquellennachweise ...	425



## DER KREISARZT

Einmal erkältete ich mich im Herbst auf der Rückfahrt aus einem sehr abgelegenen Jagdgebiet und wurde krank. Ich kann noch von Glück sprechen, daß mich das Fieber in der Kreisstadt packte, im Gasthof; ich schickte nach dem Doktor. Eine halbe Stunde später erschien der Kreisarzt, ein kleiner Mann, schwarzhaarig und hager. Er verschrieb mir das übliche schweißtreibende Mittel, hieß mich ein Senfpflaster auflegen und ließ sehr geschickt meinen Fünfrubelschein in seinem Ärmelaufschlag verschwinden, wobei er jedoch trocken hüstelte und beiseite blickte. Er wollte sich gerade auf den Heimweg machen, da kam er, ich weiß nicht wie, mit mir ins Gespräch und blieb. Mich plagte das Fieber; ich sah eine schlaflose Nacht voraus und war froh, mit dem guten Mann ein wenig plaudern zu können. Ich ließ Tee bringen, und mein Doktor kam ins Erzählen. Er war kein dummer Mensch und drückte sich gewandt und recht launig aus. Sonderbar geht es in der Welt zu: Mit manchem Menschen lebt man lange zusammen, man steht mit ihm in freundschaftlichen Beziehungen, spricht aber nie frei und offenherzig mit ihm; mit einem andern aber ist man kaum bekannt geworden – und sieh da, schon hast du ihm oder hat er dir, wie bei der Beichte, die tiefsten Geheimnisse ausgeplaudert. Ich weiß nicht, womit ich mir das Vertrauen meines neuen Freundes verdient hatte, jedenfalls erzählte er mir ohne besondere Veranlassung und ohne selbst recht zu wissen, wie er dazu kam, ein ziemlich merkwürdiges Erlebnis. Ich will seine Erzählung nunmehr dem geneigten Leser wiedergeben. Ich werde mich dabei bemühen, mich mit den Worten des Arztes auszudrücken.

»Sie kennen wohl nicht zufällig«, begann er mit leiser und



zitternder Stimme – die Wirkung von unvermischem Berjosower Tabak –, »Sie kennen wohl nicht zufällig den hiesigen Richter, Mylow, Pawel Lukitsch? – Sie kennen ihn nicht. Nun, das macht nichts.« Er räusperte sich und rieb sich die Augen. »Also, sehen Sie, die Sache trug sich – was soll ich Ihnen sagen, ich will nicht lügen – zu den großen Fasten zu, mitten im schlimmsten Tauwetter. Ich sitze so bei ihm, bei unserem Richter, und spiele Preference. Unser Richter ist ein braver Mann und ein leidenschaftlicher Preferencespieler. Plötzlich« – mein Arzt gebrauchte sehr oft das Wort »plötzlich« – »wird mir gesagt: ›Ein Mann fragt nach Ihnen.‹ Ich sage: ›Was will er denn?‹ – ›Er bringt einen Brief, sagt man, ›wahrscheinlich von einem Kranken.‹ – ›Gib den Brief her,‹ sage ich. Und so war es auch, er war von einem Kranken. Na schön. Sie verstehen, das ist unser Brot. Es handelte sich um folgendes: Eine Gutsbesitzerin, eine Witwe, schrieb mir, ihre Tochter liege im Sterben. ›Kommen Sie,‹ schrieb sie, ›um unseres Herrgotts willen; die Pferde,‹ schrieb sie, ›sind schon nach Ihnen geschickt.‹ Nun, das ist alles noch nichts Besonderes. Aber sie wohnte zwanzig Werst weit von der Stadt weg, draußen war es Nacht, und die Wege waren einfach fürchterlich! Und sie selber war arm, mehr als zwei Silberrubel hatte ich nicht zu erwarten, und auch das war noch zweifelhaft, vielleicht mußte ich mich mit Leinwand oder irgendwelchen Kleinigkeiten begnügen. Aber die Pflicht geht allem andern vor, Sie verstehen: Es lag ein Mensch im Sterben. Ich übergebe also plötzlich meine Karten dem ständigen Ratsmitglied Kalliopin und mache mich auf den Heimweg. Vor der Freitreppe sehe ich schon einen klapprigen Wagen stehen, Bauernpferde davor, dickbäuchig, sehr dickbäuchig, mit wolligem Haar, richtigem Filz, und der Kutscher sitzt da und hat aus Respekt die Mütze abgenommen. Na, denke ich, man sieht, Bruder, deine Herr-

schaft ißt nicht von goldenen Tellern. Sie lachen, aber ich sage Ihnen: Ein armer Teufel wie unsereiner muß alles in Betracht ziehen ... Wenn der Kutscher wie ein Fürst dasitzt, statt untertänig nach der Mütze zu greifen, spöttisch unter seinem Bart hervorchmüht und mit der Peitsche spielt – dann kann man schon mit zwei Banknoten rechnen! Aber hier, das merkte ich gleich, sah es nicht danach aus. Aber, denke ich, das ist nicht zu ändern, die Pflicht geht allem vor. Ich packe die nötigsten Arzneien zusammen und fahre los. Ob Sie es glauben – nur mit Mühe und Not kam ich bis hin. Der Weg war höllisch: Bäche, Schnee, Dreck, tiefe Pfützen, an einer Stelle war plötzlich ein Damm gebrochen – es war fürchterlich! Aber endlich bin ich da. Das Haus ist klein, mit Stroh gedeckt. Die Fenster sind erleuchtet, man wartet also schon. Eine alte Frau, sehr ehrwürdig, eine Haube auf dem Kopf, kommt mir entgegen.

›Retten Sie sie‹, sagt sie, ›sie stirbt!‹

Ich sage:

›Ängstigen Sie sich nicht. Wo ist die Kranke?‹

›Bemühen Sie sich, bitte, hier herein.‹

Ich sehe mich um: ein sehr sauberes Stübchen, in der Ecke die Ewige Lampe, im Bett ein Mädchen von vielleicht zwanzig Jahren, bewußtlos. Hitze strahlt von ihr aus, sie atmet schwer – sie hat hohes Fieber. Noch zwei andere Mädchen sind da, ihre Schwestern, ganz verstört und in Tränen.

›Gestern war sie noch vollkommen gesund‹, sagen sie, ›und aß mit Appetit; heute morgen klagte sie über Kopfschmerzen, und gegen Abend war sie plötzlich in diesem Zustand.‹

Ich sage wiederum: ›Ängstigen Sie sich nicht!‹ – Sie wissen, das ist die Pflicht des Arztes – und gehe ans Werk. Ich ließ sie zur Ader, verordnete Senfpflaster und verschrieb eine Mixtur. Unterdessen blickte ich sie an ... Ich blickte sie an, wissen Sie,

nun, bei Gott, ein solches Gesicht hatte ich noch nie gesehen ... Mit einem Wort, eine Schönheit! Mitleid überkam mich. Diese angenehmen Züge, diese Augen ... Nun, Gott sei Dank, sie wurde ruhiger; der Schweiß brach aus, sie schien wieder zur Besinnung zu kommen. Sie blickte um sich, lächelte, strich sich mit der Hand übers Gesicht. Die Schwestern beugten sich über sie und fragten:

›Wie geht dir's?‹

›Ganz gut‹, sagte sie und wandte sich ab.

Ich sah, sie war eingeschlafen.

›Nun‹, sagte ich, ›jetzt müssen wir die Kranke in Ruhe lassen.‹

Und so gingen wir alle auf Zehenspitzen hinaus; nur das Stubenmädchen blieb für alle Fälle zurück. Im Salon stand schon der Samowar auf dem Tisch, und auch Jamaikarum stand da; in unserem Beruf kommt man ohne das nicht aus. Man schenkte mir Tee ein und bat mich, über Nacht zu bleiben. Ich war einverstanden – wohin sollte ich jetzt auch fahren! Die alte Frau stöhnte in einem fort.

›Was haben Sie‹, sagte ich, ›sie wird wieder gesund, ängstigen Sie sich nicht, ruhen Sie sich lieber selbst mal aus, es geht auf zwei Uhr.‹

›Aber Sie lassen mich wecken, wenn etwas vorgefallen sollte?‹

›Gewiß, gewiß.‹

Die Alte ging, und auch die Mädchen begaben sich in ihr Zimmer. Für mich war im Salon ein Bett aufgeschlagen worden. Und so legte ich mich nieder. Aber ich fand keinen Schlaf. Was war das nur! Ich hatte mich doch wirklich zur Genüge abgeplagt. Die ganze Zeit über ging mir meine Kranke nicht aus dem Kopf. Endlich hielt ich es nicht mehr aus und stand plötzlich auf. Ich will mal gehen, dachte ich, und sehen, was mein

Patient macht. Ihr Schlafzimmer lag nämlich neben dem Salon. Ich stand also auf und öffnete leise die Tür. Das Herz klopfte mir nur so. Ich sehe: Das Stubenmädchen schläft, hat den Mund weit offen und schnarcht auch noch, der Trampel! Die Kranke aber liegt mit dem Gesicht zu mir und hat die Arme weit von sich gestreckt, das arme Ding! Ich trete näher ... Da schlägt sie plötzlich die Augen auf und starrt mich an!

›Wer ist das? Wer ist das?‹

Ich gerate in Verwirrung.

›Erschrecken sie nicht, gnädiges Fräulein‹, sage ich, ›ich bin der Doktor, ich komme nur, um nachzusehen, wie es Ihnen geht.‹

›Sie sind der Doktor?‹

›Ja, der Doktor, der Doktor. Ihre Frau Mutter hat nach mir in die Stadt geschickt. Wir haben Sie zur Ader gelassen, gnädiges Fräulein. Jetzt belieben Sie zu ruhen, und so nach zwei Tagen etwa werden wir Sie mit Gottes Hilfe wieder auf die Beine stellen.‹

›Ach, ja, ja, Doktor, lassen Sie mich nicht sterben – bitte!‹

›Was sagen Sie da, Gott sei mit Ihnen!‹

Sie hat wieder Fieber, denke ich bei mir. Ich fühle ihr den Puls – richtig, Fieber. Sie sieht mich an, und plötzlich nimmt sie meine Hand.

›Ich will Ihnen sagen, warum ich nicht sterben möchte, ich will es Ihnen sagen, ich will es Ihnen sagen ... Jetzt sind wir allein. Aber, bitte, Sie dürfen es niemandem ... Hören Sie zu ...‹

Ich beugte mich zu ihr hinab; sie brachte ihre Lippen ganz dicht an mein Ohr, ihre Haare berührten meine Wange, ich gestehe, mir drehte sich alles im Kopf, dann begann sie zu flüstern. Ich verstand kein Wort ... Ach, sie phantasierte wohl nur! Sie flüsterte und flüsterte, aber so hastig und anscheinend gar nicht auf russisch. Als sie geendet hatte, erschauerte sie, ließ den Kopf

kraftlos aufs Kissen sinken und drohte mir mit dem Finger: ›Hören Sie, Doktor, niemandem ...‹ Mit Mühe gelang es mir, sie zu beruhigen. Ich gab ihr zu trinken, weckte das Stubenmädchen und ging hinaus.«

Hier schnupfte der Arzt wieder erbittert seinen Tabak und saß dann einen Augenblick lang wie erstarrt da.

»Indessen«, fuhr er fort, »am nächsten Tag ging es der Kranken, entgegen meinen Erwartungen, nicht besser. Ich überlegte und überlegte und entschloß mich plötzlich zu bleiben, obwohl mich noch andere Patienten erwarteten. Sie wissen ja, man darf da nicht nachlässig sein, darunter leidet die Praxis. Aber erstens befand sich die Kranke wirklich in Gefahr, und zweitens – ich muß schon die Wahrheit sagen – empfand ich eine starke Zuneigung zu ihr. Außerdem gefiel mir überhaupt die ganze Familie. Die Leute waren zwar unvermögend, aber man kann sagen: gebildet, wie man es selten findet. Der Vater war ein gelehrter Mann gewesen, ein Schriftsteller, und natürlich in Armut gestorben, aber seinen Kindern hatte er eine ausgezeichnete Erziehung zuteil werden lassen; und auch viele Bücher hatte er hinterlassen. War es nun, weil ich mich so eifrig um die Kranke bemühte, oder mochte es irgendwelche andere Ursachen haben, jedenfalls darf ich sagen, daß man mich in dem Hause liebgewann wie einen Verwandten. Unterdessen waren infolge des Tauwetters die Wege grundlos geworden; alle Verkehrsverbindungen waren sozusagen völlig abgebrochen; sogar die Arznei konnte aus der Stadt nur mit Mühe beschafft werden. Das Befinden der Kranken besserte sich nicht. Tag um Tag verging, Tag um Tag ... Aber da, auf einmal ...« Der Arzt schwieg eine Weile. »Wirklich, ich weiß nicht, wie ich Ihnen das auseinandersetzen soll.« Er schnupfte abermals, hüstelte und trank einen großen Schluck Tee. »Ich will es Ihnen ohne Umschweife sagen, meine Kran-

ke ... Nun, sie hatte mich eben liebgewonnen – oder nein, nicht gerade liebgewonnen ... Im übrigen ... wirklich, das ist, wie soll ich sagen ...« Er senkte den Kopf und errötete.

»Nein«, fuhr er lebhaft fort, »was heißt liebgewonnen! Man muß schließlich wissen, wer man ist. Sie war ein gebildetes Mädchen, klug, belesen, und ich habe sogar mein Latein, man kann sagen vollständig, vergessen. Und was mein Äußeres betrifft« – der Arzt blickte lächelnd an sich hinunter –, »so kann ich damit, wie es scheint, ebenfalls nicht prahlen. Doch hat mich der Herrgott auch nicht als Dummkopf in die Welt gesetzt; ich nenne weiß nicht schwarz und kapiere schon dieses und jenes. Ich begriff zum Beispiel sehr gut, daß Alexandra Andrejewna – sie hieß Alexandra Andrejewna – keine Liebe für mich empfand, sondern sozusagen eine freundschaftliche Zuneigung, so etwas wie Achtung. Obwohl sie sich in dieser Hinsicht vielleicht täuschte – aber in was für einem Zustand befand sie sich denn, urteilen Sie selbst ... Übrigens«, fügte der Arzt hinzu, der all diese abgerissenen Sätze ohne Atem zu holen und mit offensichtlicher Verlegenheit hervorbrachte, »mir scheint, ich bin ein wenig durcheinandergeraten. So werden Sie überhaupt nichts verstehen. Ich will Ihnen jetzt, wenn Sie erlauben, alles der Reihe nach erzählen.«

Er leerte ein Glas Tee und sprach dann mit ruhigerer Stimme weiter.

»Ja, so war das. Meiner Kranken ging es immer schlechter, immer, immer schlechter. Sie sind kein Mediziner, mein Herr; Sie können nicht verstehen, was in unsereinem vorgeht, besonders in den ersten Jahren, wenn man zu ahnen beginnt, daß man der Krankheit nicht Herr wird. Wo bleibt da das Selbstvertrauen! Plötzlich wird man so verzagt, daß es sich gar nicht beschreiben läßt. Es kommt einem vor, als hätte man alles vergessen, was

man wußte, als vertraute einem der Kranke nicht mehr, als fingen die anderen schon an zu merken, daß man nicht mehr aus noch ein weiß, als teilten sie einem die Krankheitssymptome nur ungerne mit, als blickten sie einen stirnrunzelnd an und tuschelten miteinander – abscheulich! Es gibt doch bestimmt ein Mittel gegen diese Krankheit, denkt man, man muß es nur finden. Ob es das hier ist? Man versucht es – nein, das ist es nicht! Man läßt der Arznei nicht mehr die Zeit, gehörig zu wirken. Man greift nach dem und jenem, versucht eins nach dem andern. Man nimmt das Rezeptbuch her. Da muß es doch stehen! denkt man. Wahrhaftig, manchmal schlägt man es aufs Geratewohl auf, vielleicht will es das Schicksal, denkt man ... Und unterdessen liegt der Kranke im Sterben. Ein anderer Arzt könnte ihn vielleicht noch retten. »Es ist eine ärztliche Beratung nötig«, sagt man, »ich kann die Verantwortung nicht allein auf mich nehmen.« Als was für ein Narr steht man in solchen Fällen da! Nun, mit der Zeit gewöhnt man sich daran, es macht einem nichts mehr aus. Stirbt der Mensch, so ist es nicht deine Schuld, du hast nach deinen Vorschriften gehandelt. Es gibt aber noch etwas, was einen besonders quält: Man sieht das blinde Vertrauen, das einem entgegengebracht wird, und fühlt selbst, daß man nicht imstande ist zu helfen. Und eben ein solches Vertrauen setzte Alexandra Andrejewnas ganze Familie in mich; sie hatten fast vergessen, daß die Tochter in Gefahr war. Ich versicherte ihnen auch meinerseits, daß es nicht schlimm sei, obwohl ich selbst allmählich allen Mut verlor. Um das Unglück voll zu machen, waren die Wege so schlecht geworden, daß der Kutscher manchmal ganze Tage unterwegs war, um eine Arznei zu holen. Ich aber kam aus dem Zimmer der Kranken gar nicht mehr heraus, ich konnte mich nicht losreißen. Ich erzählte ihr alle möglichen lustigen Geschichten, wissen Sie, und spielte Karten mit ihr. Auch die

Nächte saß ich bei ihr. Die Alte dankte mir unter Tränen, während ich bei mir dachte: Ich bin deines Dankes nicht wert. Ich gestehe es Ihnen ganz offen – jetzt brauche ich es ja nicht mehr zu verbergen –, ich hatte mich in meine Kranke verliebt. Auch Alexandra Andrejewna hing an mir. Es kam vor, daß sie niemanden zu sich ins Zimmer ließ außer mir. Sie fing an, sich mit mir zu unterhalten, sie fragte mich aus, wo ich studiert hätte, wie ich lebe, wer meine Verwandten seien, mit wem ich verkehre. Und dabei fühlte ich, daß es nicht gut für sie war, sich zu unterhalten, aber es ihr verbieten, einfach resolut verbieten, wissen Sie, das konnte ich nicht. Manchmal griff ich mir an den Kopf: Was tust du nur, du Räuber! Aber dann nahm sie meine Hand und hielt sie fest und sah mich an; lange, lange sah sie mich an, wandte sich ab, seufzte und sagte: »Wie gut Sie sind!« Ihre Hände waren so heiß, ihre Augen so groß und sehnsuchtsvoll ...

»Ja«, sprach sie, »Sie sind gut, sie sind ein lieber Mensch, nicht so wie unsere Nachbarn ... Nein, Sie sind nicht so ... Wie kommt es nur, daß ich Sie bisher nicht gekannt habe!«

»Alexandra Andrejewna, beruhigen Sie sich«, sagte ich, »glauben Sie mir, ich fühle es, ich weiß nicht, womit ich es verdient habe ... Nur beruhigen Sie sich, um Gottes willen, beruhigen Sie sich ... Alles wird gut, Sie werden wieder gesund ...«

Und dabei muß ich Ihnen sagen«, fügte der Arzt hinzu, wobei er sich vorbeugte und die Brauen hochzog, »daß sie mit ihren Nachbarn wenig Umgang hatten, denn die kleinen Gutsbesitzer paßten nicht zu ihnen, und mit den reichen zu verkehren verbot ihnen ihr Stolz. Ich sage Ihnen, es war eine ungewöhnlich gebildete Familie, und so war es für mich auch sehr schmeichelhaft, wissen Sie. Die Arznei nahm sie nur aus meiner Hand ... Sie richtete sich mit meiner Hilfe auf, die Ärmste, nahm die Arznei und blickte mich an ... Mein Herz, das pochte nur so. Da-



bei ging es ihr immer schlechter, immer schlechter. Sie wird sterben, dachte ich, sie wird ganz bestimmt sterben. Ob Sie es glauben, ich hätte mich lieber selber ins Grab gelegt. Und die Mutter, die Schwestern beobachteten alles, sahen mir in die Augen – und das Vertrauen schwand.

›Nun? Wie ist es?‹

›Nichts, nichts Besonderes.‹

Aber was heißt da nichts, man konnte den Verstand dabei verlieren!

So sitze ich eines Nachts, wieder allein, bei der Kranken. Das Stubenmädchen sitzt auch da und schnarcht aus Leibeskräften. Nun ja, dem unglückseligen Mädchen konnte man es nicht übelnehmen, sie rackerte sich auch ab. Alexandra Andrejewna hatte sich schon den ganzen Abend gar nicht wohl gefühlt, das Fieber quälte sie. Bis Mitternacht warf sie sich fortwährend hin und her; endlich schien sie eingeschlafen zu sein, wenigstens bewegte sie sich nicht mehr und lag still. Vor dem Heiligenbild in der Ecke brannte das Ewige Lämpchen. Ich sitze da, wissen Sie, lasse den Kopf hängen und nicke schließlich auch ein. Plötzlich ist mir, als hätte mich jemand in die Seite gestoßen, ich wende mich um – Herr mein Gott! Alexandra Andrejewna starrte mich mit großen Augen an, die Lippen standen offen, die Wangen glühten.

›Was ist Ihnen?‹

›Doktor, nicht wahr, ich muß sterben?‹

›Gott bewahre!‹

›Nein, Doktor, nein, bitte, sagen Sie mir nicht, daß ich am Leben bleiben werde ... Sagen Sie es nicht ... Wenn Sie wüßten ... Hören Sie, verbergen Sie mir um Gottes willen meinen Zustand nicht!‹ Und dabei atmet sie ganz hastig. ›Wenn ich genau weiß, daß ich sterben muß, dann werde ich Ihnen alles sagen, alles!‹

›Alexandra Andrejewna, ich bitte Sie!‹

›Hören Sie, ich habe doch gar nicht geschlafen, ich habe Sie nur immerzu angesehen ... Um Gottes willen, ich glaube Ihnen, Sie sind ein guter Mensch, ein ehrlicher Mensch, ich beschwöre Sie bei allem, was es Heiliges auf der Welt gibt, sagen Sie mir die Wahrheit! Wenn Sie wüßten, wie wichtig das für mich ist. Doktor, sagen Sie mir um Gottes willen: Bin ich in Gefahr?‹

›Was soll ich Ihnen sagen, Alexandra Andrejewna, ich bitte Sie!‹

›Ich flehe Sie an, um Gottes willen!‹

›Ich kann es Ihnen nicht verhehlen, Alexandra Andrejewna, Sie sind wirklich in Gefahr, aber Gott ist barmherzig.‹

›Ich werde also sterben, ich werde sterben.‹ Es war, als freute sie sich, ihr Gesicht heiterte sich auf. Ich erschrak. ›Nein, fürchten Sie nichts, fürchten Sie nichts, mich schreckt der Tod gar nicht.‹ Sie richtete sich plötzlich auf und stützte sich auf den Ellbogen. ›Jetzt ... nun, jetzt kann ich Ihnen sagen, daß ich Ihnen von ganzem Herzen dankbar bin, daß Sie ein guter, lieber Mensch sind, daß ich Sie liebe.‹ Ich sah sie an wie ein Irrer, mir graute, wissen Sie. ›Hören Sie denn nicht, ich liebe Sie!‹

›Alexandra Andrejewna, womit habe ich das verdient?‹

›Nein, nein, Sie verstehen mich nicht ... du verstehst mich nicht.‹

Und plötzlich streckte sie die Arme aus, schlang sie um meinen Kopf und küßte mich ... Ob Sie es glauben, ich hätte beinahe aufgeschrien. Ich warf mich auf die Knie und barg meinen Kopf in ihr Kissen. Sie schwieg; ihre Finger zitterten auf meinem Haar; ich hörte, daß sie weinte. Ich tröstete sie, redete ihr zu, ich weiß wirklich nicht mehr, was ich ihr alles gesagt habe.

›Sie werden das Mädchen aufwecken, Alexandra Andrejew-

na«, sagte ich. ›Ich danke Ihnen ... Glauben Sie mir ... Beruhigen Sie sich ...‹

›Ach, laß doch, laß doch«, antwortete sie, ›Gott mit ihnen, mögen sie aufwachen, mögen sie kommen, das ist mir gleich, ich werde ja doch sterben. Warum bist du denn so verzagt, wovor fürchtest du dich? Heb den Kopf – oder lieben Sie mich vielleicht gar nicht, habe ich mich vielleicht getäuscht? In diesem Fall, bitte verzeihen Sie mir.‹

›Alexandra Andrejewna, was sagen Sie da! Ich liebe Sie, Alexandra Andrejewna!‹

Sie sah mir fest in die Augen und breitete die Arme aus.

›So umarme mich!‹

Ich sage Ihnen offen: Ich verstehe nicht, daß ich in jener Nacht nicht den Verstand verloren habe. Ich fühle, daß sich meine Kranke selber zugrunde richtet; ich sehe, daß sie nicht ganz bei Sinnen ist; ich begreife auch, daß sie, wenn sie sich nicht dem Tode geweiht wüßte, gar nicht an mich denken würde. Denn nicht wahr, es ist doch schrecklich, mit fünfundzwanzig Jahren sterben zu müssen, ohne je einen Menschen geliebt zu haben. Denn das war es doch, was sie quälte, und nur deswegen, aus Verzweiflung, klammerte sie sich an mich. Verstehen Sie jetzt? Nun, sie ließ mich nicht aus ihren Armen.

›Schonen Sie mich, Alexandra Andrejewna, und schonen Sie auch sich selbst«, sagte ich.

›Wozu«, sagte sie, ›weshalb schonen? Ich muß ja doch sterben.‹ Das wiederholte sie unablässig. ›Ja, wenn ich wüßte, daß ich am Leben bleiben und wieder ein ehrsames Fräulein sein würde, dann würde ich mich schämen, wirklich schämen, aber so?‹

›Und wer hat Ihnen gesagt, daß Sie sterben werden?‹

›Ach, nicht, hör auf, du täuschst mich nicht, du verstehst nicht zu lügen, sieh dich nur selber an!‹

›Sie werden leben, Alexandra Andrejewna, ich werde Sie wieder gesund machen. Dann wollen wir Ihre Mutter um ihren Segen bitten, wir werden uns für immer verbinden und glücklich sein.«

›Nein, nein, ich habe Ihr Wort, daß ich sterben muß. Du hast es mir versprochen, du hast es mir gesagt.«

Mir war schwer ums Herz, aus mehr als einem Grunde. Urteilen Sie selbst: Es sind zuweilen so belanglose Dinge, die man erlebt, es hat anscheinend gar nichts zu bedeuten, aber es tut doch weh. Es fiel ihr plötzlich ein, mich nach meinem Namen zu fragen, nicht nach dem Familiennamen, sondern nach dem Vornamen. Nun will es doch das Unglück, daß ich Trifon heiße. Jawohl, ja, Trifon, Trifon Iwanytsch. Im Hause nannten mich alle nur Doktor. Da half nun nichts, ich sagte also: ›Trifon, gnädiges Fräulein.« Sie blinzelte, schüttelte den Kopf und flüsterte etwas auf französisch, ach, es war wohl nichts Gutes, und dann lachte sie, das war auch nicht schön. So verbrachte ich fast die ganze Nacht bei ihr. Frühmorgens verließ ich sie, ganz benommen, und kam erst am Tag, nach dem Tee, wieder zu ihr ins Zimmer. Mein Gott, mein Gott! Sie war nicht wiederzuerkennen: vom Tode gezeichnet. Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, ich verstehe jetzt nicht mehr, ich verstehe absolut nicht, wie ich diese Folter ausgehalten habe. Drei Tage und drei Nächte hielt sich meine Kranke noch am Leben – und was waren das für Nächte! Was hat sie mir nicht alles gesagt! ... Und in der letzten Nacht, stellen Sie sich vor, sitze ich neben ihr und bitte Gott nur um eines: Nimm sie recht bald zu dir und mich gleich mit dazu! Da tritt plötzlich die alte Mutter ins Zimmer. Ich hatte ihr, der Mutter, schon am Abend gesagt, daß wenig Hoffnung sei und daß es wohl gut wäre, den Geistlichen zu holen. Sowie die Kranke ihre Mutter erblickte, sagte sie:

›Ja, es ist gut, daß du kommst. Da, sieh uns an, wir lieben uns, wir haben einander das Wort gegeben.«

›Was sagt sie, Doktor, was hat sie?«

Ich erstarrte.

›Sie phantasiert«, sagte ich, ›es ist das Fieber.«

Darauf sie:

›Hör auf, hör auf, du hast mir soeben etwas ganz anderes gesagt, und den Ring hast du von mir genommen ... Warum verstellst du dich? Meine Mutter ist gut, sie wird uns verzeihen, sie wird verstehen, und ich, ich sterbe doch – ich brauche nicht zu lügen. Gib mir die Hand ...«

Ich sprang auf und stürzte hinaus. Die Alte erriet natürlich alles.

Ich will Sie jedoch nicht länger ermüden, es ist auch für mich selbst schwer genug, offen gestanden, mich an all das zu erinnern. Meine Kranke verschied am folgenden Tag. Das Himmelreich sei ihr beschieden!« setzte der Arzt hastig und mit einem Seufzer hinzu. »Vor ihrem Tode bat sie ihre Angehörigen, hinauszugehen und mich mit ihr allein zu lassen. ›Vergeben Sie mir«, sagte sie, ›ich bin vielleicht schuldig vor Ihnen ... Die Krankheit ... Aber, glauben Sie mir, ich habe nie jemanden mehr geliebt als Sie ... Vergessen Sie mich nicht ... und bewahren Sie meinen Ring ...««

Der Arzt wandte sich ab; ich nahm ihn bei der Hand.

›Ach ja«, sagte er, »sprechen wir von etwas anderem, oder hätten Sie Lust, eine Partie Preference mit kleinem Einsatz zu spielen? Unsereiner, wissen Sie, soll sich nicht so erhabenen Gefühlen hingeben. Unsereins hat nur daran zu denken, daß die Kinder nicht schreien und die Frau nicht schimpft. Seit jener Zeit bin ich nämlich, wie man so sagt, eine gesetzliche Ehe eingegangen ... Nun ja, ich habe eine Kaufmannstochter geheiratet: siebenta-